

WIEN

Wiener Eigentümlichkeiten gibt es in stattlicher Zahl, wobei DER Wiener natürlich eine Fiktion ist. In der Hauptstadt des ehemaligen Habsburgerreiches leben noch ein paar Adelige, Bürgerliche und „Zünftler“ (alteingesessene Handwerker und Händler), immer mehr „Zuagraste“ (Fremde) und zahlreiche Proleten, wobei es bei den letzteren alles andere als „wuarscht“ (gleichgültig) ist, ob sie von diesseits (also südwestlich) der Donau stammen oder aus „Transdanubien“.

Ein gemeinsames Merkmal des eingeborenen (und in seltenen Fällen auch des gut gelernten) Wieners gibt es gleichwohl. Das ist der „Wiener Schmä“h. Zahlreiche Autoren haben sich um Erklärungen bemüht, aber bis heute gibt es keine anerkannte Definition. Deutungen wie „gemütliche Börsartigkeit“, „nach Lob klingende Schmä“hung“ oder „etwas Unglaubliches glaubhaft und humorvoll vorspiegeln“ mögen den Kern des Begriffs umkreisen, ohne ihn jedoch fassen zu können. Die konkrete Bedeutung eines Schmä“hs ist abhängig von Situation, Tonfall des Gesagten und begleitender Mimik des jeweiligen „Schmä“hführers“.

Sollte der Schmä“h, wie andere vermuten, nahe beim Schwindel zuhause sein, so würde eine solche Verwandtschaft aus Nöten verständlich, welche die K.u.K. Bürokratie ausgelöst hat. Sie war bis zum Ersten Weltkrieg ein undurchschaubares Monstrum, das selbst die Auswüchse der gegenwärtigen EU-Institutionen in den Schatten stellen dürfte. In Alt-Wiener Tradition war und ist daher das Auffinden von „Hintertürln“ und das Ausloten des gerade noch Legalen seit jeher ein beliebter Volkssport (und in dessen Gefolge leider auch die Korruption).

Vielleicht sind deshalb Kompromisse und Provisorien in Wien dauerhafter als geradlinig-geordnete Lösungen (die man im Schmä“h „preußisch“ nennen würde). Sind es gerade solche Imperfektionen, die Wien so sympathisch machen?

Im Schmä“h kann ein Standpunkt genauso Geltung behalten wie sein Gegenteil: Daher lebt der Schmä“h auch und vor allem von dem, was zwischen Ja und Nein, zwischen Wahrheit und Lüge, zwischen Sein und Nichtsein in Schwebe bleibt und zugleich auf die Existenz jenes Dritten hinweist, das in der binären Logik seit jeher verpönt ist.

Man kann diese Sichtweise auch als Verzicht auf die Entscheidung zwischen „entweder – oder“ sehen; sie lässt ein „sowohl – als auch“ zu und erinnert an orientalisch geprägte Gelassenheit. Nicht ganz unbegründet konstatierte der österreichische Staatskanzler Metternich schon vor zweihundert Jahren, der Balkan beginne am Wiener Rennweg.

Eine ortstypische Variante der italienischen Lebensart „vivi e lascia vivere“ (leben und leben lassen) ist die viel besungene Wiener Gemütlichkeit. Sie gedeiht in Wien weiterhin so gut, weil die – einst mit mächtigen Mauern bewehrte – Innenstadt von kleinen, dörflichen Siedlungen umgeben war, die bis heute als „Grätzeln“ liebevoll gepflegt werden. In diesen Grätzeln geht es beschaulicher zu als anderswo, denn Hektik ist in Wien ganz und gar unbeliebt. Man sitzt lieber beim Heurigen oder im Beisel, genießt und vor allem: man führt Schmach. Das finden Touristen wie Expats offenbar lebenswert.

Die Wiener Gemütlichkeit gedeiht auch deshalb so gut, weil das Leben in (fast) jedem der alt eingesessenen Grätzeln überschaubar geblieben ist. Da lässt sich leichter „leben und leben lassen“, weil jeder fast jeden kennt – gleichgültig, ob man einander auf dem „Trottoir“ (Gehsteig) oder im „Beserlpark“ (kleine Parkanlage) grüßt oder auch nicht.

Typische Beispiele für dörfliche Strukturen in der österreichischen Bundeshauptstadt sind der Spittelberg und Margareten. Der erste war zwar nie ein Dorf, sondern ursprünglich eine Weidelandschaft. Später siedelten dort vorzugsweise Kroaten. Nach der zweiten vergeblichen Belagerung Wiens durch die Türken gedieh am Spittelberg das älteste Gewerbe der Welt (was dem Grätzel einen denkbar schlechten Ruf eintrug). Heute ist er ein attraktives Szeneviertel mit Lokalen, Kunsthandwerk und einem traditionellen Weihnachtsmarkt.

Anders hat sich der Bezirk Margareten entwickelt: Sein Wappen bildet sechs Dörfer ab, die dem innerstädtischen Bezirk ihre jeweils eigenständigen Charakterzüge verleihen (man könnte sie auch provinziell nennen). Im Zentrum des Wappens ist die Heilige Margareta von Antiochia als Namensgeberin des Bezirks zu sehen.

Ihr wurde im 14. Jahrhundert eine Kapelle im damaligen Schloss Margareten gestiftet. Der bauliche Grundriss ist nahezu quadratisch geformt – daher die heutige Bezeichnung Schlossquadrat. In seinen begrünten Innenhöfen mit alten Linden- und Kastanienbäumen, den gemütlichen Gastgärten und attraktiven Wohnungen fühlt man sich beschaulich wie am Land, obwohl man doch mitten in der Stadt lebt.

Wie der Wiener Schmah hat auch die Wiener Gemütlichkeit ihre Kehrseiten: Unter ihrer „Tuchent“ (der Bettdecke) steckt nicht selten dumpfe Wurschtigkeit; und je nach aktueller Befindlichkeit schlägt sie in weinerliche Verlogenheit oder gar in böartigen Grant um.

Der „Grantscherben“ (ein dauernd schlecht gelaunter Mensch) ist nicht nur der Gegenpol zum gemütlichen Wiener; dieser sei vielmehr, wie böse Zungen behaupten, von Haus aus grantig, seine gemütliche Seite trete nur fallweise zutage, jedoch regelmäßig nach ein paar Glaserln vom süffigen Hauerwein.

Aus dem Wiener Grant erfließt übrigens ein garstiges Repertoire an Derbheit. Ordinäres ist zwar in allen Sprachen der Welt geläufig, mit allen möglichen Anspielungen auf Ausscheidungen und grob-erotische Benennungen bestimmter Körperteile, die abschätzig, verächtlich und fast immer politisch nicht korrekt sind.

Aber nur in Wien wird eine wohlschmeckend-knusprige Wurst „Eitrige“ genannt: Sie ist mit Schweinebrät und Käse gefüllt, ihre Käsestückchen quellen wie eitergefüllte Pickel aus der Haut, sobald die Wurst heiß genug geworden ist. Man genießt sie am Wiener Würstelstand und bestellt dazu üblicherweise „an G’schissenen“ (süßen Senf) und zuweilen noch ein „Oaschpfeiferl“ (scharfe Ölpfefferoni) – siehe das Sprachbild auf Seite 119.

Wahrscheinlich wäre Sigmund Freud nicht auf die Psychoanalyse gekommen, wenn er anderswo als in Wien gelebt hätte. Das hat weniger mit Käsekrainern zu tun, als mit einer seelischen Verfasstheit, die Ekelhaftes in Genussvolles wandeln kann. Solche und ähnliche Wandlungen sind es, die viele bahnbrechende Erkenntnisse des berühmten Seelenforschers ausgelöst haben dürften (siehe beispielsweise Freuds im Jahre 1905 erschienenen Werk „Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten“ und Seite 189 in diesem Buch).

Das Wichtige wird in Wien am liebsten unter die besagte „Tuchent“ gekehrt, und das nicht nur im Sinne der Freud'schen Verdrängung: beim berühmten Wiener Schnitzel beispielsweise wird die wertbestimmende Zutat, das Kalbfleisch, rundum so paniert, dass man vom Fleisch nichts sieht. Auch die süß oder salzig gefüllten Wiener Knödel verraten nichts von ihrem wahren Kern.

Das typisch Wienerische Verdrängen und das Vertuschen, vor allem von unliebsamen Befindlichkeiten, sind Kehrseiten einer inneren Haltung, die nicht dagegen ankämpft, sondern sie bei Seite schiebt, und nach erfolgter Freud'scher Wandlung, zur Belustigung frei gibt. Eine solche Haltung hat ihre Vorzüge, nimmt sie doch stets einen friedlicheren Verlauf als der bewaffnete Konflikt: Mit ihr würde sich der vielzitierte Kampf der Kulturen in heitere Koexistenz verwandeln.

Am besten erlebt man eine solche Wandlung an der Freude und der Trauer, wie sie in Wien ineinander fließen und erblühen lassen, was Sigmund Freud als Galgenhumor bezeichnet hat. Während die schrecklichen Eindrücke der schwarzen Pest im mittelalterlichen Europa allerlei Totentänze mit künstlerisch-allegorischen Darstellungen entstehen ließen, steuerte Wien den „lieben Augustin“ bei. Er war ein Bänkelsänger, der seinen Rausch in einem Massengrab von Pestkranken ausschloß, unglaublicher Weise überlebte und danach hemmungslos weiter sang und trank. Das zugehörige Volkslied „Oh du lieber Augustin, alles ist hin . . .“ erklingt – wiederum typisch für Wien – im fröhlichen Dreivierteltakt des Walzers.

Und wenn's um den Gevatter Tod geht, dann ist „a scheene Leich“ in Wien das Allerwichtigste: Der würdevoll-pathetischen Bestattung mitsamt den Ritualen der „Pompfüneberer“ (Bestatter) hat ein anständiger Leichenschmaus samt kräftigem Umtrunk zu folgen. Wie sagte doch der Komponist, Sänger und Dichter Georg Kreisler in seiner morbid-charmanten Art: „Der Tod, das muss ein Wiener sein“.

Nichts hat in Wien länger Bestand als ein Provisorium.

Lieber ein echter Prolet als ein falscher Prophet.

Wien ist die Welthauptstadt
der Träger von Amtstiteln.

Die Begrüßung „g’schamster Diener“
ist eine Melange aus Unterwürfigkeit und Verlogenheit.

Der Ball ist Wien kein Sportgerät,
sondern eine noble Tanzveranstaltung.

Wenn sich ein Wiener für etwas ausspricht,
so kann nur eine gefährliche Drohung dahinterstecken.

Wien ist deshalb so lebenswert,
weil hier jeden Tag die Welt untergeht, ohne dass etwas passiert.

Wien lebt davon,
dass es mindestens zwei Wahrheiten gibt.

Die Wiener Antwort auf #meToo lautet:
#iwarsNed.

In Wien werden Neurosen
mit Klavierbegleitung besungen.

In Wien ist das Vergangene
präsenanter als die Gegenwart.

In Wien besteht die Gegenwart nur aus der Vorstellung,
was alles anders hätte geworden sein können.

Der Wiener jubelt nicht, er unterjubelt.

DAS TSCHECHERN

Wer viel trinkt, das ist gut bekannt,
wird vulgo Tschecherant genannt.
Das stammt vom Wiener Sprachverkehr,
als Jiddisch-Deutsch war populär.

Dort steht das Wort für sich berauschen,
man kann es auch mit bechern tauschen.
Wer's tut, der wünscht sich als Ergebnis,
statt Frust viel Lust samt Rauscherlebnis.

Doch leider heißt es, dass angeblich,
mehr als ein Glas pro Tag sei schädlich.
Zum Lustig sein, wie dem auch sei,
sind aber nötig mehr als drei.

Im Altertum galt Wein als Gott,
getrunken wurde meist sehr flott.
Das Mittelalter brachte Prediger,
die schätzten Süchte weitaus weniger.

Dann wurde prude agitiert
und Alkohol prohibitiert;
der Kreuzzug hat nur eins gebracht:
die Mafia hat er groß gemacht.

Wer heute nicht mehr schaut ins Glase,
nimmt harte Drogen zur Ekstase,
manch and're gambeln ohne Maße,
oder sie killen für Gott auf der Straße.

Geschichte lehrt, das ist bekannt,
der Süchte Summe ist konstant.
Als kleinstes Übel bleibt am Schluss
das Tschechern, weil ein Hochgenuss.



Der Wiener trinkt gern Hauerwein,
dann braucht er nicht mehr grantig sein.

Gastgarten im Margaretner Schlossquadrat.



Da Weana måg sei Riesenrad, des ållawäu im Kras se draad.
Ob g'stopft, ob schiach, ob håcknstad, wer Gondel foart, dem is ned fad.

Das Wiener Riesenrad.



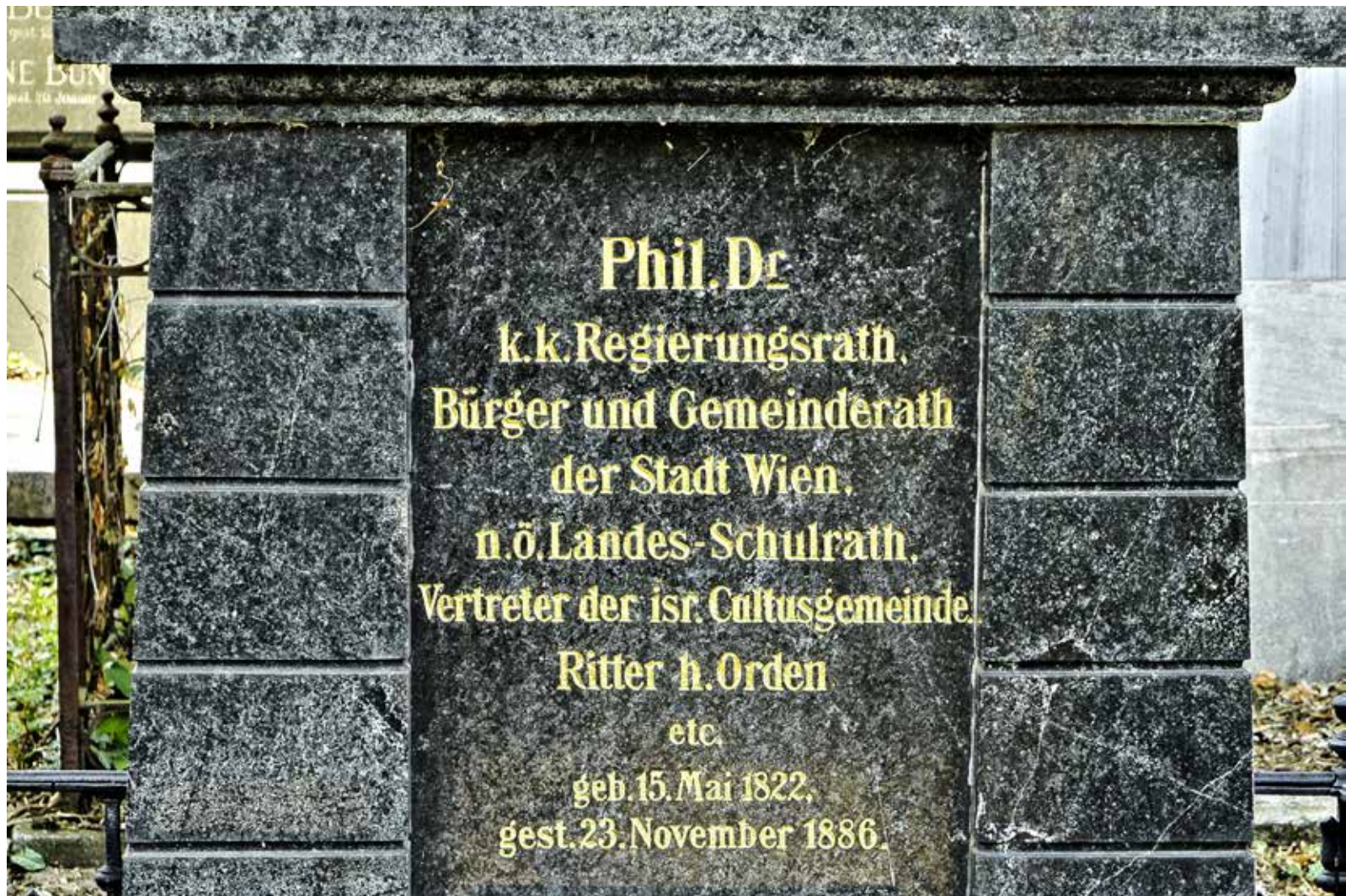
Im Grätzl wird sehr gern gelacht,
hier liebt und lebt man Tag und Nacht.

Statue der heiligen Margareta mit dem Schlossquadrat im Hintergrund.



„A Eitrige mit an G’schissenen und zwa Oarschpfeiferl“.

Nur in Wien wird eine Delikatesse mit solchen Ekelbegriffen angepriesen.
Käsekrainer (Grillwurst) mit süßem Senf und scharfen Pfefferoni.



Wien ist die Welthauptstadt der Titelträger.

Grabstein am Wiener Zentralfriedhof.

WALDVIERTEL

Was wurde nicht alles über die Provinz gelästert! Heutzutage bewirbt man lieber die „Region“, weil das weniger abfällig klingt. Aber hat die Provinz ihren Ruf verdient? Modern war sie nie. Aber ist es nicht wunderbar, dass die Provinz deshalb nie postmodern sein wird?

So gedeiht im Waldviertel die schlichte Schönheit des Unscheinbaren: Der kleinste Feldweg ist lebendiger als die größte Stadtautobahn. Die Provinz ist zugleich der stille Genuss des Überschaubaren: „Morgen“ nannte man früher die Nutzfläche, die mit Ochsenkarren täglich bearbeitet werden konnte. Warum sollte eine tausendmal größere Fläche nur deshalb als überschaubar gelten, weil sie als Satellitenbild auf ein Blatt Papier gedruckt werden kann?

Eigentümlich ist ihr auch die Sprache: „Jede Provinz liebt ihren Dialekt: Denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpft“, schrieb Johann Wolfgang von Goethe in einer Provinzstadt namens Weimar. Der in Wien geborene Philosoph Ludwig Wittgenstein formulierte es abstrakter, ohne dass man deswegen einen Gegensatz zu Goethe konstruieren muss: „Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt“.

Das Waldviertlerische zum Beispiel ist charakteristisch für sein Herkunftsgebiet, und so soll es sein. Zwar ist das Wort „Gell?“ für „nicht wahr?“ auch im Badischen und Schwäbischen gebräuchlich, und im Mühlviertel sagt man „Goi?“ dazu, aber im Waldviertel heisst es „Gö?“ in einer charakteristischen Färbung des Vokals, die man anderswo nicht zu hören bekommt. Während „dort drüben“ in Oberösterreich „drentn“ heisst, zieht man im Waldviertel „entn“ vor (was auch „ein bisserl weiter weg“ bedeuten kann), während „herent'n“ herüben bedeutet. Über die Bedeutung von „hibei“, „hidau“ und „hizu“ gibt es zwischen Krems und Gmünd allerdings unterschiedliche Auffassungen.

In einigen Rückzugsgebieten des Waldviertels waren mittelhochdeutsche Laute wie „ch“ und „h“ verschwunden, wenn sie zwischen zwei Vokalen angeordnet waren: Dort sprach man früher das regionstypische

Kriecherl wie „Griia-a“ oder „Grii-al“ aus. Wenn man heute „Kriachal“ oder „Kriacha“ hört, dann ist das also nicht mehr ganz authentisch (das Kriecherl wird auch Kirschkpflaume oder Ringlotte genannt, die Abgrenzung zwischen den zahlreichen Zwetschkensorten ist regional umstritten).

Dagegen gilt unzweifelhaft als „Zuagraster“, wer Kartoffel sagt – im Waldviertel wird die weit verbreitete Erdfrucht lautklanglich zwischen „Eapfi“ und „Erpfe“ ausgesprochen. Wer sich ständig über was beklagt, wird „Dreamazenkl“ genannt (ähnlich wie im benachbarten Mühlviertel).

Kulturelle Bindeglieder der Provinz sind nicht nur die ihr eigentümlichen Sprachschöpfungen, sondern auch ihre gebietstypischen Schmankerl, beispielsweise die Waldviertler Mohnzelten. Und jede Provinz hat ihre prägenden „Platzerl“. Sie sind Gedächtnisorte zur Einstimmung auf das Wichtige, das Inwendige. Wer in der anonymen Metropole lange genug dem Fortschritt hinterher gelaufen ist, der lernt das begrenzte Dasein eines verwitterten Platzerls vermutlich eher zu schätzen als der Provinzler selbst.

Bodenständig ist besser als unanständig.

Am Land ist die Heimat echt,
weil man die Erde spüren kann.

Jeder kann Weltbürger und Provinzler zugleich sein.

Noch gehen in der Provinz die Uhren langsamer.

Keine Stadt kann so tief sein wie die Provinz.

Die Nacht ist am Land
ein echtes Gegenstück zum Tag.

Provinz ist, wenn das Inwendige beständig ist.

Man findet Wunder aus Granit,
im Waldviertel auf Schritt und Tritt.

Wer zur Region der Kriecherl spricht,
ersetzt damit die Heimat nicht.

Von Langschlag bis nach Allentsteig,
steht jeder auf sein Erpfiteig.

Im Waldviertel blühen Mohn und Raps
und fruchtig schmeckt der Kriecherlschnaps.

Man lobt am Land den Wert vom Sein,
und meint den eitlen Titelschein;
doch auch am Catwalk, da ist wichtig,
der Glamour nur, der Rest ist nichtig.

Am Ende bleibt als Differenz
Die Provenienz der Prominenz.



Gute Demiurgen bauen starke Burgen.

Schloss Raabs an der Thaya, Niederösterreich.



In einer stillen Klause, da braucht man keine steile Sause.

Bauernhof im Waldviertel.



Der kleinste Feldweg ist lebendiger als die größte Stadtautobahn.

Kellergasse Galgenberg in Walkersdorf am Kamp.



Lieber Mohnfeld als Betonwelt.

Blüten vom Klatschmohn bei Armschlag im Waldviertel.



Gedächtnisorte helfen zur Einstimmung auf das Beständige.

Burg Lichtenfels im Stausee Ottenstein.



Die Provinz ist die schlichte Schönheit des Unscheinbaren.

In der Nähe von Gneixendorf bei Krems.



Im Waldhaus ist man aufgehoben, im Penthaus abgehoben.

Bauernhof im Waldviertel.



Der Wald ist die Heimat des Einsamen.

Winterstimmung bei Allentsteig.